

Ein Weltfriedhof mit lauter Schwerterkreuzen

William Shakespeares düstere Tragödie „König Lear“ als Untergangsspiel im Badischen Staatstheater

Es war ein aktueller Fall, ein mahnendes Beispiel – damals. Da will ein König, des Regierens müde, sein Reich an seine drei Töchter verschenken, von denen zwei ihn berechnend ihrer hingegebenen Liebe versichern, während die dritte, die ihn wirklich liebt, von ihm verstoßen wird, weil sie ihm die emphatische Beteuerungen ihrer Vaterliebe aus mädchenhafter Scheu verweigert. Die beiden verbleibenden, bösarigen Schwestern lohnen die Großzügigkeit ihres Vaters schlecht. Sie drangsalieren ihn, reißen die Macht an sich, wollen ihm gar ans Leben. Zwar gelangen ihm schließlich der Befreiungsschlag und das Ende der Tyrannie. Für kurze Zeit kehrt er auf den Thron zurück, dann aber stirbt er. Seine treue Tochter tritt seine Nachfolge an, wird aber bald entmacht und endet im Kerker durch Selbstmord.



ES GEHT ABWÄRTS, KÖNIG LEAR: Hannes Fischer in der Titelrolle der Shakespeare-Tragödie, die jetzt im Karlsruher Schauspielhaus Premiere hatte. Am Schluss der Inszenierung von Bettina Bruinier gab es nachdrücklichen Applaus. Foto: Klenk

Der mittelalterliche Geschichts- und Geschichtsschreiber Geoffrey von Monmouth erzählt diese düstere Begebenheit aus sagenhafter britischer Vorzeit etwa 1135, als England in Bürgerkriege wegen der Thronnachfolge verwickelt war, als abschreckendes Zeugnis für den notwendigen Untergang eines zerstrittenen Landes. Es ist die Geschichte von König Lear, und sie lebte über Jahrhunderte fort in unterschiedlichen Bearbeitungen, bis der Dramatiker William Shakespeare sich um 1600 des erschreckenden Stoffes bemächtigte. Sein „König Lear“ übernimmt in großen Teilen die Fabel von Geoffrey. Aber er tilgt das halbwegs positive Ende, lässt seinen tragischen Helden in Wahnsinn stürzen und doppelt das düstere Geschehen durch eine eingefügte Parallelhandlung, bei der ein Graf durch Niedertracht und Verrat seines unehelichen Sohnes, der aus Erbneid auch seinen Bruder vernichten will, in tiefstes Unglück gerät und schließlich stirbt.

Shakespeares Lear steht noch in der Tradition mittelalterlichen Denkens, das die freiwillige Abdankung eines Königs als Verstoß gegen die göttliche Weltordnung verdammt. So ist denn schon die scheinbar selbstlose Entsagungsgeste des Königs zu Beginn des Stückes eine verderbliche Wurzel seines Unglücks und ein Zeichen dafür, dass die Welt vollends aus den Fugen geraten ist: Die teuflischen Intrigen der misstrauten Schwestern Goneril und Regan, die Ächtung der einzig liebenden, jüngsten Tochter Cordelia, die treulose Infamie des Bastards Edmund gegen seinen ahnungslosen Vater, den Grafen von Gloster, die schmerzliche Selbstverleugnung von dessen vertriebenem, treuem Sohn Edgar, die blutige Raserei der Despoten in Meuchelmord und Schlägerei, das Elend des wahnsinnigen Königs und des geblendeten Glosters, das mörderische Finale, bei dem auch noch die unschuldige Cordelia hingeschlachtet wird und ihr gebrochener, aus dem Wahn zurück in die Wirklichkeit geratener Vater an ihrer Leiche stirbt – das alles zeigt eine Welt, die an der entfesselten Bosheit ihrer mächtigen Protagonisten zugrunde geht und nur noch zu retten ist, wenn sie das Tal der Tränen durchschritten hat.

Die Karlsruher Inszenierung des „König Lear“ setzt an das Ende dieses bitteren Lehrstücks einen grellen Akzent: Da hält der rehabilitierte (und überlebende) Gloster-Sohn Edgar eine Rede zur Übernahme der Herrschaft, von der sich alle nun Heilung und Frieden erhoffen. Zu hören ist freilich nicht der originale Shakespeare-Text, sondern – die Nobelpreisträgerin der Friedenspreisträger Barack Obama, in der dieser die Notwendigkeit des Krieges zur Wahrung des Friedens ausdrücklich betont. Dieser sarkastische Ausblick bildet die gallig aktuelle Schlusspointe einer Aufführung, die von der Regisseurin Bettina Bruinier als bitterböse Parabel auf den Verfall aller Werte, das unauflösbare Chaos einer verrotten Welt, die Katastrophe einer schicksalhaften Endzeit angelegt ist. Da ist kein Entkommen, aber auch keine Psychologie mehr. Auf der fast ortlosen Bühne von Markus Karner, auf der zu dem Finale die eingerammten Schichtschwerter die Kreuze eines Weltfriedhofs markieren, sind die Akteure in heutiger Alltagskleidung (Mareile Krettek) fast ständig

alle versammelt – eine Gesellschaft, die ihrem apokalyptischen Ende entgegnet.

Im Mittelpunkt steht die Hiobsfigur des unglücklichen Königs Lear, der von Hannes Fischer schon früh mit dem Pathos des Leidens ausgestattet wird und dem es dann in den zentralen Heide-Szenen des tobenen Wahnsinns ein wenig an Möglichkeiten zur tragischen Steigerung fehlt. Die beiden Töchter geraten zu Variationen brutaler Bosheit: Anna-Magdalena Beetz (Goneril) als kalte Furie von nackter Verderbtheit, Claudia Frost (Regan) mit gleisnerischer Barmherzigkeit und giftiger Süße. Dass die Rollen der treuen Cordelia und des Narren mit ein und derselben Schauspielerin (Annika Martens) besetzt werden, ist eine häufig diskutierte und reizvolle Lösung, die auch in dieser Inszenierung einleuchtend aufging. Das Karlsruher Ensemble, das in den Momenten barbarischer Folter- und Tötungsjust zu auffälliger, fast nur symbolischer Unterstellung angehalten war, bewies auch in den weiteren Rollen ein imponierendes Niveau – etwa Timo Tank als diabolisch heiterer Schurke Edmund, Thomas Gerber als gepeinigter Outcast Edgar, Robert Besta als gewalttätiger Cornwall, Thomas Schrimm als anfänglich schwacher, dann wütend wütender Albany, Christoph Wunsch als sanfter Todesengel Oswald, Georg Krause als Lears robuster Gefährte Kent und Hannsjörg Schuster als gequälter Gloster, dem es jedoch an Statur und Leidensausdruck ein wenig fehlte, um ihn als Spiegelfigur zu Lear ganz glaubwürdig zu machen. Das Publikum ließ sich willig in den Sog des Geschehens ziehen und spendete am Ende nachdrücklichen Beifall.

Heinz Kochler

Nächste Aufführungen

26. Januar, 20 Uhr, 30. Januar, 19.30 Uhr, 2. und 12. Februar jeweils 20 Uhr.



Der Speer-Schüttler

Ewige Streitfrage: Wer hat die Stücke von Shakespeare wirklich verfasst? Übliche Witz-Antwort: Ein unbekannter Autor gleichen Namens. Im Laufe der Jahre waren für diese Ehre fast 60 Kandidaten im Spiel, und schon früh haben sich Zweifel geregt, ob der Londoner Schauspieler und Theaterunternehmer William Shakespeare, der in Stratford bezeugt und dort 1616 gestorben ist, wohl über den brillanten, breiten Bildungshintergrund verfügen konnte, wie er in den „seinen“ Werken aufscheint. Dem Lager der „Stratfordianer“ stand deshalb schon lange die Partei der „Oxfordianer“ entgegen, die (seit 1920) die Meinung vertraten, der Dramatiker sei in Wahrheit Edward de Vere, der 17. Graf von Oxford, gewesen – ein ebenfalls gebildeter Aristokrat, als Poet und Politiker wie auch als Turnierkämpfer gerühmt, aber durch seinen Stand daran gehindert, sich öffentlich als Verfasser schlichten Volkstheaters zu offenbaren, wie es bei Hofe als ganz unschicklich galt. Also könnte dieser Hofmann sich ein Pseudonym erfunden haben – als renommiertem Lanzenkämpfer lag ihm „Speer-Schüttler“ nahe: „Shake-Speare“ mit Bindestrich, wie der Name auf frühen Drucken oft geschrieben steht.

„Der Mann, der Shakespeare erfand“ – der Titel der aufschlussreichen Untersuchung von Kurt Kreiler, belebt und bekräftigt die reizvolle These der „Oxfordianer“ mit allem Nachdruck und mit einleuchtenden Argumenten. Der Graf verstand sich zunächst aus Vorsicht hinter seinem Decknamen. Erst später kreuzte sein Lebensweg den des realen William Shakespeare, der bei Gastspielen am Londoner Hof seit 1594 mit dem Edelmann in Berührung kam. Dieser Kontakt könnte dann zu der folgenreichen Verwechslung geführt haben, deren Folgen bis heute für Diskussionen sorgen. Das ebenso informative wie unterhaltsame Buch ist nicht nur eine glänzende Studie, sondern auch eine grandiose, anregende Lektüre.

Kurt Kreiler: Der Mann, der Shakespeare erfand. Edward de Vere, Earl of Oxford. Insel Verlag, 595 Seiten, 29,80 Euro.

SWR-Orchester in Cannes erfolgreich

Die deutsche Klassikmusik räumt in diesem Jahr bei den Midem Classical Awards in Cannes ab. Neben Bariton Christian Gerhayer, dessen Ehrung als Sänger des Jahres schon im Oktober bekanntwurde, werden ein halbes Dutzend weitere Produktionen deutscher Orchester, Solokünstler und Plattenfirmen ausgezeichnet, darunter „Die Werke für Orchester“ von Olivier Messiaen, gespielt vom SWR Sinfonieorchester Baden-Baden und Freiburg unter Leitung von Sylvain Cambreling. dpa

Raue geht nach Salzburg

Die krisengeschüttelten Salzburger Osterfestspiele erhalten eine neue Interimsführung: Der Berliner Kunstförderer und Anwalt Peter Raue und Bernd Gaubinger werden das Festival gemeinsam vorübergehend leiten. Der bisherige Geschäftsführer der Osterfestspiele, Michael Dewitte, ist damit abgelöst.

Meissen feiert

Mit einer opulenten Jubiläumsausstellung feiert die Porzellan-Manufaktur Meissen ihr 300-jähriges Bestehen. Unter dem Titel „All Nations Are Welcome – Alle Nationen sind willkommen“ sollen rund 400 Arbeiten als Beleg dafür dienen, wie sich Meissenen von ausländischen Einflüssen inspirieren ließ.

„BA 1171“ war sein Hit

Zum Tod des Karlsruher Architekten Helmut Bätznert

Seine Ausbildung erhielt er an der Technischen Hochschule in Stuttgart, eines seiner Hauptwerke verwirklichte er allerdings in Karlsruhe: Der Name des Architekten Helmut Bätznert, der jetzt wenige Wochen nach seinem 82. Geburtstag gestorben ist, bleibt in der Fächerstadt untrennbar mit dem Neubau des Badischen Staatstheaters verbunden, der 1975 eröffnet wurde. Der große Bühnenkomplex mit seinen nachgerade expressiv gestalteten, durchaus komfortablen Zuschauerräumen, blieb allerdings nicht das einzige Bauwerk, mit sich Bätznert in das Stadtbild einbrachte. Auch das Gemeindezentrum St. Stephan oder Bauten des ehemaligen Badischen Gemeindeversicherungsverbands (die er zusammen mit dem Eismann-Schüler Karl Heinz Götz entwarf) tragen seine Handschrift.



DAS BADISCHE STAATSTHEATER ist ein Hauptwerk des Architekten Helmut Bätznert. Foto: Sandbiller

Bätznert, am 2. Januar 1928 in Nagold geboren, gehörte – wie etwa Erich Schelling, der Erbauer der Schwarzwaldhalle – zu jenen Architekten, die als Basis für ihren späteren Beruf zunächst ein Handwerk erlernten. Bevor er sein Studium begann, absolvierte Bätznert eine Tischlerlehre. Die, wenn man so sagen kann, Ironie des Schicksals wollte es, dass er keine zwei Jahrzehnte später mit einer Erfindung auf sich aufmerksam machen sollte, die je- der handwerklichen Fertigung diametral entgegengerichtet: 1966 wurde auf der Möbelmesse in Köln der „BA 1171“ präsentiert, der heute vor allem nach dem Namen der Herstellerfirma als „Bofinger-Stuhl“ bekannt ist. Er gilt als erster serienmäßig produzierter einteiliger Kunststoffstuhl.

„Der Stuhl war in acht plakativen Farben erhältlich und mit einer Stückzahl von 120 000 wohl auch eines der meistverbreitetsten, von der Pop-Art inspirierten Objekte“, heißt es im Designforum „formguide“ über das Polyester-Produkt, für dessen Herstellung pro Stück nur fünf Minuten benötigt wurden und das wegen der Verbindung aus praktischer Gestaltung und geringem Gewicht (nur vier Kilo) fast beliebig stapelbar war. Bätznert hat mit diesem Entwurf Designgeschichte geschrieben.

Zu Bätznerts Bauten in der Region Karlsruhe gehört auch der Anfang der 1990er-Jahre vollendete Umbau der Fruchthalle Rastatt, bei dem ähnlich wie beim Badischen Staatstheater eine Vorliebe für weitgreifende Wegführungen und kompakte Bauformen deutlich wird. In früheren Jahren hat er an mehreren Projekten des Architekten Rolf Gutbrod (IBM-Verwaltungsgebäude Berlin, Uni Köln, Stuttgarter Liederhalle) mitgewirkt. Michael Hübl

Die ästhetische Energie des Einfachen

Sasha Waltz präsentierte in Ludwigshafen am Rhein „Choreographen der Zukunft“

Sah man so schon einmal Smetanas Moldau? Nicht hörte – sah. Die Musik, die so etwa wie Tschechis zweite Nationalhymne darstellt, kam vom Band, aber während die Sinfonie erklang, war auf der Rückwand des Ludwigshafener Pfalzbaus eine schwarzweiße Großaufnahme trauer Dreisamkeit zu sehen: Mamma, Papa, Kind. Die Aufnahme, die den Charme der frühen Siebziger verstrahlte, war beziehungsreicher, als man zunächst annehmen mochte. Immerhin handelt „Vltava“ (deutsch: Die Moldau) nicht zuletzt von einer Vereinigung, die etwas Neues hervorbringt: Aus dem ineinanderfließen zweier Bächelein, entsteht ein Fluss.



TÄNZERISCHE SPURENSUCHE: Jiří Bartoňec in einer Szene seiner Choreographie „Aného“, die jetzt in Ludwigshafen uraufgeführt wurde. Foto: Theater im Pfalzbaus

Der Tänzer und Choreograph Jiří Bartoňec machte Smetanas Programm Musik zum Kernstück seines Solos „Aného“, das jetzt unter dem Motto „Choreographen der Zukunft“ im Ludwigshafener Pfalzbau uraufgeführt wurde. Bartoňec ist langjähriges Ensemblemitglied der Compagnie Sasha Waltz & Guests, deren Gründerin aus Karlsruhe stammt und die hier bei der Mary Wigman-Schülerin Waltraud Kornhas ihre ersten Schritte als kleine Ballerina unternahm. Ihre weitere Ausbildung erhielt sie in Amsterdam und New York, bevor sie 1996 zusammen mit Jochen Sandig die Sophiensæle in Berlin gründete. Die Akteure, die sie dort zusammenbrachte und zusammenbringt, stammten (und stammen) aus den unterschiedlichsten Kulturen. Dieser gleichsam globalisierte Ansatz prägte nicht zuletzt die Choreographie von Bartoňec, die als Suche nach den Wurzeln seiner aus Togo stammenden Familie angelegt ist. Und so beginnt der tschechische Tänzer, der sich in ein opulentes, wie ein bunter Kleiderhaufen gebauchtes Kostüm kauert, mit einem vagen, vieldeutigen Vorgang – einer Art Häutung aus einem Dickicht bunter Vergangenheitsrelikte. Im Hintergrund zunächst abstraktes Bilderrauschen, bis sich einzelne Gesichter, später auch Szenen abzeichnen und mit Bildern aus Afrika gewissermaßen die Ankunft in der eigenen Geschichte signalisiert

wird. Gegen Ende wirkte die multimediale Verbindung aus Tanz, Fotografie und Musik leicht überladen, während Jiří Bartoňecs spannungsreicher Auftritt in den ersten beiden Dritteln ebenso intensiv wie suggestiv wirkte.

Vielleicht war das Publikum zuvor gleichsam zu sehr sensibilisiert worden: Die Österreicherin Renate Graziadei bot mit „Rückwärts“ ein atemberaubendes Lehrstück der Stille und Körperpräsenz. Auch diese Choreographie konnte man als Entwicklungsgeschichte verstehen – vom unbewegten Dasein flach auf dem Boden liegend bis hin zum langsamen Hineinwachsen, Sich-Hineinrecken in

den Raum, der plötzlich in kühnen, ausgreifenden Bewegungen zu einem Universum wird, das erobert werden will.

Von ähnlicher Spannkraft und Ökonomie der tänzerischen Mittel war auch die Uraufführung „The Sound of Qin“ des chinesischen Duos Xuan Shi und Niannian Zhou gekennzeichnet. Sie ließen sich von der klassischen chinesischen Griffbrettzither, einem der ältesten Musikinstrumente der Welt, inspirieren und zeigten mit ihrer hochkonzentrierten Darbietung, wieviel ästhetische Energie noch in den einfachsten künstlerischen Elementen steckt – auch oder gerade in einer Epoche, die ständig den sinnlichen Overkill sucht. -bl.

„Schwerkraft“ siegt bei Max Ophüls Festival

Der Berliner Regisseur Maximilian Erlenwein wurde mit „Schwerkraft“ zum glanzvollen Sieger des Saarbrücker Max Ophüls Festivals, das als Forum für den deutschsprachigen Nachwuchsfilm gilt. Der 34-Jährige Erlenwein gewann am Samstagabend nicht nur den mit 18000 Euro dotierten Max Ophüls Preis für den besten Langfilm, der Film und seine Darsteller bekamen drei weitere Auszeichnungen. dpa

Eine Film-Schönheit: Jean Simmons gestorben

Mit ihrer makellosen Schönheit zog die Britin Jean Simmons im Film berühmteste Männer in ihren Bann. Gregory Peck verfiel der brünetten Beauty in dem William Wyler-Western „Weites Land“ (1958). In Stanley Kubricks „Spartacus“ (1960) glänzte Simmons an der Seite von Kirk Douglas und Laurence Olivier. Jetzt ist die Schauspielerin im Alter von 80 Jahren an Lungenkrebs gestorben. dpa